



Niemand ist da

Im Jahr 2015 tauchte mit „Niemand“ ein unbekanntes Werk Ödön von Horváths auf. Nach der Wiener Uraufführung vor einem halben Jahr war nun an den Kammerspielen des Deutschen Theaters in Berlin die deutsche Erstaufführung des Stücks zu sehen

Text_Detlev Baur

Frank Seppeler als ein Niemand namens Kaspar Lehmann in der deutschen Erstaufführung von Ödön von Horváths „Niemand“

Als „Sensationsfund“ bezeichnet das Deutsche Theater das Auftauchen der Tragödie. Sensationell ist im Drama „Niemand“ auf jeden Fall der Gebrauch von Klammern, mit denen Geräusche verortet, Lautstärken beschrieben oder Motivationen der Figuren erklärt werden. Das eingeklammerte Wörtchen „Stille“ zwischen Dialogbeiträgen hatte es dem Dichtertalent mit Anfang 20 besonders angetan. In Dušan David Pařízek's Berliner Inszenierung wird diese Regieanweisung (mit den Variationen „ill“ und „Stil“) wie auch einige Seiten der ersten Szenen über zwei Overhead-Projektoren auf die Rückwand der Bühne projiziert. Im Verlauf des Spiels nehmen die Projektionen ab und dafür die Einschübe älterer Horváth-Texte zu. Pařízek benutzt den Text der Erstaufführung als Material. Und er verfremdet ihn durch die Rahmung von Theater im Theater und durch überzogene Theatralisierung.

Obwohl sich diese wohl einzige „Tragödie“ Horváths auf das Treppenhaus eines Mietshauses beschränkt, will der junge Autor mit dem Drama alles: die Armut und Seelenpein der kleinen Leute expressiv ausstellen, bis hin zum Verlust der Identität durch wirtschaftliche Zwänge, und daraus eine Art Mythologie des unterdrückten Zeitgenossen entwerfen. Der Text mäandert nah am Kitsch, ist dann aber doch wieder radikal gesellschaftskritisch und erinnert zugleich ein wenig an fernöstlichen Eskapismus. „Niemand“ steht für den abwesenden Gott, aber auch für das abhanden gekommene Selbstbewusstsein oder die gesellschaftliche Bedeutungslosigkeit der Figuren.

Sieben eher junge Darsteller sitzen in den Kammerspielen neben der Spielfläche aus Pseudo-Parkettboden (Bühne: Dušan David Pařízek), die Rückwand entspricht dem Quadrat am Boden. Mit Flasche, Klingel und anderen schrägen Instrumenten rahmen die in ihrer Kleidung ein wenig aus unserer Zeit gefallenen Akteure (Kostüme: Kamila Políková) anfangs ihr eigenes Spiel. Der Musiker Klein (nomen est omen) hat eine Art Conférencier-Funktion, soll womöglich auch an den jungen Dichter Ödön von Horváth erinnern. Elias Arens spielt diesen Vermittler ins Parkett der Kammerspiele mit hoher Intensität.

Auch die anderen sechs Darsteller scheinen Spaß an dem Spiel zu haben, verwandeln sich und ihre nichtigen Identitäten sehr theatralisch. Wiebke Mollenhauer ist die aufgekratzte, wandlungsfähige Prostituierte Ursula; der hoch aufgeschossene Marcel Kohler spielt die Figur des Fürchtegott (!) Lehmann, der vielleicht der zentrale Niemand des Trauerspiels ist. Dieser Hausbesitzer und Pfandleiher leidet von Kindheit an unter verkrüppelten Beinen und infolgedessen an fortgesetzter Einsamkeit. Prompt weckt die unschuldige Stellungslose Gilda (Franziska Machens) frühlinghafte Triebe in dem älteren Mann. Das Verhältnis der beiden ist zwischen Zweckbündnis,

Ekel, Mitleid und Zuneigung ein komplexes – und eigentlich vielversprechendes Durcheinander. Durch die vielen anderen Figuren mit ihren ebenfalls schweren Schicksalen kommt diese chancenlose Liebe aber in Text wie Aufführung ziemlich kurz. Denn da sind noch weitere schnell entlassene Kellnerinnen (Lisa Hrdina), der Zuhälter Wladimir (Henning Vogt) und Lehmanns Bruder Kaspar (Frank Seppeler), zwar gesund, aber von den Eltern und dem kranken Bruder ausgegrenzt. Weitere Figuren wie vier Bestatter, Handwerker, der große Wirt (!) oder ein alter Bräutigam sind gestrichen. Die Berliner Textfassung eliminiert damit Dimensionen und reduziert somit zugleich weite Abschweifungen. Die Erweiterung um andere, vollere Horváth-Gestalten deutet an, was „Niemand“ fehlt, bleibt aber in kurzen, andeutenden Ausflügen stecken. Vom Fräulein Pollinger (von der mehrfachen Kellnerinnenfigur beim vergeblichen Liebespaar an der Rückwand sitzend gesprochen) bis zum kurz eingestreuten „Ich bin nämlich eigentlich ganz anders, aber ich komme nur so selten dazu“ (aus „Zur schönen Aussicht“) blitzen über die halbgare „Stille“ hinaus spannungsvolle Schicksale auf. Aus dem überspannten Erstlingswerk wird ein Potpourri streckenweise glänzender Schauspielernummern.

„Diese deutsche Erstaufführung des lange verschollenen Frühwerks bleibt ein Theaterspaß mit zahlreichen schönen Ansätzen; es fehlt ihr der Zusammenhang und die Leidenschaft der Textvorlage.“

Detlev Baur

Der fürchterliche und furchtsame Hausbesitzer ist in Marcel Kohlers Spiel weder alt noch krank, wohl aber wandlungsfähig. Am Ende, nach seinem Tod, schwebt er über der Bühne, nur seine langen Beine sind noch zu sehen. So spielt die Inszenierung geschickt mit Motiven und Figuren, ohne ihre Schicksale allzu ernst zu nehmen. Diese deutsche Erstaufführung des lange verschollenen Frühwerks bleibt ein Theaterspaß mit zahlreichen schönen Ansätzen; es fehlt ihr der Zusammenhang und die – allerdings reichlich unausgegorene – Leidenschaft der Textvorlage. Niemand leidet in den zwei Stunden so stark an der Welt, wie der junge Dichter selbst das vor knapp hundert Jahren tat. Kluges Theater rettet hier die (allenfalls vielversprechende) Tragödie nur bedingt. Allzu groß war für die Theaterwelt das Fehlen dieses Frühwerks nicht – gerade weil die späteren, sensiblen und künstlerisch ausgereiften Werke Horváths in unseren dekadenten Zeiten so wichtig sind. ■